



[Startseite](#) > [Panorama](#) > [Gesellschaft](#) > [Berlin](#) > Berlin: Fühlen Sie sich in der Hauptstadt wohl, Frau Bau



Stadtplanerin Regula Lüscher am Breitscheidplatz, Berlin: »Wolkenkratzer passen nicht in europäische Städte« Foto: Paul Langrock / DER SPIEGEL

DDR-Moderne, Stummeltürme, Brachflächen

Fühlen Sie sich in Berlin wohl, Frau Baudirektorin?

14 Jahre lang war Regula Lüscher »zuständig für die Schönheit« der Hauptstadt, wie die Schweizer Stadtplanerin sagt. Was hat sie erreicht, was nicht – und was wird man erst in einigen Jahren sehen?

Ein Stadtrundgang mit **Guido Mingels**

23.12.2021, 13.00 Uhr • aus **DER SPIEGEL 52/2021**

A+ Artikel zum Hören • 12 Min



Hier war früher ein Nichts. Nur der Hauptbahnhof war schon da, als sie 2007 anfang. »Ganz einsam sah der aus«, sagt Regula Lüscher, die 14 Jahre lang Berlins Senatsbaudirektorin war. Wir gehen hinten raus, also auf der Nordseite, wo sich ein Neubaugebiet anschließt, das den etwas albernen Namen Europacity trägt. Das hat sie geplant und dort wollen wir hin.

Aus: DER SPIEGEL 52/2021



Weihnachtsfest 2100

Welches Leben liegt vor einem Kind, das 2021 auf die Welt kommt? Wird es ihm einst besser gehen als seinen Eltern? Die Mehrheit der Deutschen glaubt das nicht. Dabei gibt es Grund zum Optimismus, es braucht nur eine Politik, die sich traut zu handeln.

Lesen Sie unsere Titelgeschichte, weitere Hintergründe und Analysen im digitalen SPIEGEL.

[Zur Ausgabe](#)

14 Jahre sind eine lange Zeit. Bis zum vergangenen Sommer war Lüscher »zuständig für die Schönheit der Stadt«, wie die 60-jährige Schweizerin einmal gesagt hat. Sie war damit sogar länger im Amt als ihr Vorgänger, der streitbare und lautstarke Hans Stimmann, der bis 2006 agierte und über den Lüscher eigentlich nicht reden will und es später dann doch

tut.

Wir haben uns verabredet zu einem Stadtspaziergang durch das Lüscher-Berlin, zu ein paar ihrer wichtigsten Wirkungsstätten zumindest, um zu sehen, was sie wollte, wie sie auf die Stadt blickt, was sie erreicht hat und was nicht. Auch dort, wo jetzt die Europacity steht, ein weitreichendes Arrangement von Wohn- und Bürogebäuden, »war grüne Wiese, als ich kam«, sagt Lüscher.

Es ist ein kalter Dezembertag, ein bisschen Schnee liegt auf den Dächern und als Matsch auf den Straßen, Sand im Getriebe der Großstadt. »Berlin ist einfach riesig«, sagt sie und klingt noch immer erstaunt. Sie trägt Mantel, Schal, Mütze und lila Lederhandschuhe gegen das Wetter. Überall stehen Kräne, öffnen sich Baugruben, lärmen Maschinen, auch 14 Jahre haben nicht gereicht, um dieses neue Stück Stadt zu Ende zu bauen. Lüscher spricht vom »verlängerten Bahnhofsviertel«, zu dem die Europacity einmal werden soll, ein Ort zum Flanieren und Einkaufen, nicht nur zum Wohnen und Arbeiten. Gemischte Nutzung nennt sich das, Investoren können es nicht leiden. Weshalb sie glücklich ist, dass es gelang.



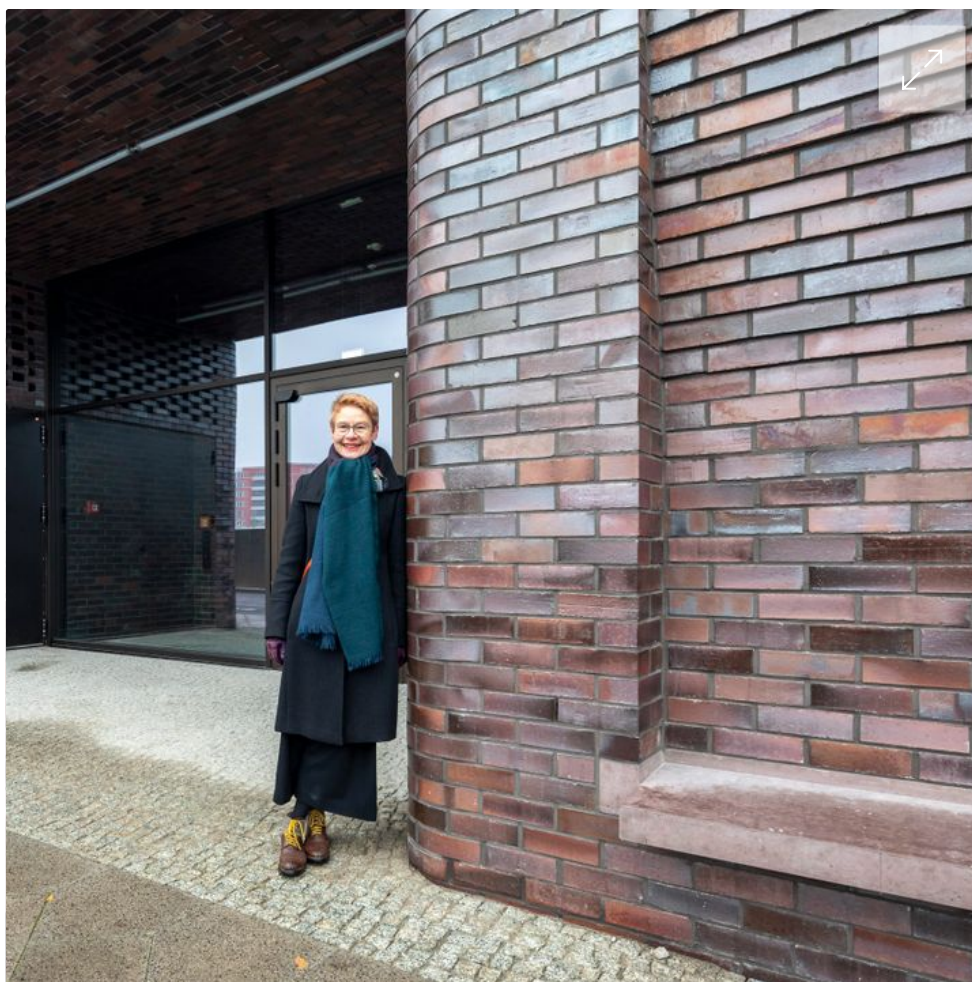
Wohngebäude in der Europacity am Hauptbahnhof, einem Neubaugebiet, das zum verlängerten Bahnhofsviertel mit gemischter Nutzung werden soll Foto: Paul Langrock / DER SPIEGEL

Lüscher war vorher für die Stadtentwicklung Zürichs zuständig, einer unversehrten Stadt mit intaktem Mittelalterkern und großen finanziellen Ressourcen. Berlin dagegen? Ein Schlachtfeld der Geschichte, verletzt, zerstört, geteilt, zusammengenäht, formlos und pleite. »Ich habe erst mal gar nichts verstanden«, sagt Lüscher. Ihre Außenseiterrolle sei aber hilfreich gewesen, weil sie als neutral und parteilos betrachtet wurde im Ost-West-Konflikt, der die Neugestaltung der Stadt prägte und behinderte.

Es gibt einen Dokumentarfilm aus ihrer Anfangszeit, man sieht Lüscher vor dem Gerippe des Palasts der Republik, der gerade abgebrochen wird, und sie sagt mit freundlicher Ratlosigkeit in die Kamera, dass ihr »die Vorstellung, dass man ein Schloss wieder aufbaut, völlig fremd« sei. Sie sieht aus, als wäre sie auf einem fernen Planeten gelandet.

Vieles, was Neu-Berlin heute ausmacht, wurde vor ihrer Zeit beschlossen, wie das rekonstruierte Stadtschloss und der

leidige Flughafen BER, oder es stand schon da, wie das Regierungsviertel oder der Potsdamer Platz. Auf letzterem fühle sie sich »nicht so wohl«, sagt sie heute vorsichtig, es überzeugt sie nicht, dieses »hochkünstliche Projekt«, das in der Goldgräberstimmung nach der Wende in die Mauerstreifenbrache gesetzt wurde. Den Kollhoff-Tower, der dort aufragt, findet sie »noch das beste«, aber das Sony-Center sei »schon sehr amerikanisch gedacht« und die Einkaufsmall funktioniere schon heute nicht mehr. Ganz allgemein habe sie der Potsdamer Platz nie sehr interessiert. Nicht ihre Baustelle. Nichts mehr zu machen.



Lüscher neben einer Sitzbank in der Europacity, die sie für besonders gelungen hält. »Stadtbildpflege hängt vom Detail ab«, sagt sie Foto: Paul Langrock / DER SPIEGEL

Lüscher kann mit knappen Worten ganze Stadtteile erledigen. Von all diesen belebten Räumen und Gebäuden, in denen Tausende Menschen wohnen und arbeiten, in denen Milliarden an Investitionen stecken, spricht sie, als stünde man

vor einem Styropormodell, als wäre das große Ganze immer nur ein Vorschlag. Einerseits. Andererseits kann sie sich auch ausgiebig in den Details der gebauten Wirklichkeit verlieren. Lange erläutert sie in der Europacity eine simple steinerne Sitzbank, die elegant in die Fassade eines Neubaus eingelassen wurde, und an der man erkennen könne, dass hier »Architektur für den Menschen« gemacht worden sei. Sie nennt das »Arbeit an der Seele der Stadt«.

Wir kommen zu einer goldfarbenen Fußgänger- und Fahrradbrücke, Golda-Meir-Steg genannt, erst kürzlich eröffnet, fast zehn Millionen Euro teuer. Da sei sie »richtig stolz drauf«, sagt Lüscher. Sie schildert ausgiebig, wie schwierig es war, nur schon diese kleine Brücke so durchzusetzen, wie sie es wollte. Da ging es um DIN-Normen, Bedenken zum Unterhalt, Vandalismusresistenz, um die spezielle Beleuchtung, um die Form der Widerlager, auf denen die Brücke aufliegt und deren Design mehrmals überarbeitet werden musste. Hat alles Jahre gedauert. »Stadtbildpflege hängt am Ende vom Detail ab«, sagt sie.

Man hat ihr mangelnde Visionen vorgeworfen, eine Scheu vor dem großen Wurf. Die »Berliner Zeitung« kritisierte sie unter der Überschrift »Danke für nichts« so ziemlich für alles, was angeblich fehlt in der Stadt. Sie habe die Chance verpasst, »neue Potenziale für den sozialen Wohnungsbau, für den Umweltschutz und für innovative Verkehrskonzepte« zu erschließen. Vertan worden sei die Gelegenheit, Berlin mit modernen Kulturbauten zu globaler Attraktivität zu verhelfen, wie dies etwa in Bilbao, Dubai oder Los Angeles gelungen sei.



Europacity Berlin, hinten links der 50Hertz-Turm, hinten rechts der Total Tower, im Vordergrund die Rieckhallen Foto: Paul Langrock / DER SPIEGEL

Lüscher, vor ihrem goldenen Brücklein stehend, antwortet darauf sehr gelassen: »Jede Zeit hat ihre Aufgaben.« Als sie herkam, habe Stillstand geherrscht. Der Aufbruchgeist nach der Wende war verfliegen, die Investoren trauten sich nicht, die Stadt war ein einziger Schuldenberg. »Es gab ein Spardiktat, das alle Visionen im Keim erstickte«, sagt Lüscher. Niemand habe damals, in Wowereits Arm-aber-sexy-Berlin, von »sozialem Wohnungsbau« gesprochen oder von ökologisch nachhaltigem Bauen, beides hätte Geld gekostet. Auch eine internationale Bauausstellung, die Lüscher unbedingt auflegen wollte, um der Zukunft des Berliner Bauens Impulse zu verleihen, scheiterte am Budget.

Wir fahren mit der S-Bahn zum Breitscheidplatz, ins alte West-Berlin, während sie erzählt, wie sie den veralteten Verwaltungsapparat, den sie antraf, weiter kaputtsparen musste. 1900 Mitarbeiter habe es in ihrer Behörde gegeben, als sie anfang, »am Ende waren es noch 900, mit einem Durchschnittsalter von 57 Jahren«. In einem Jahr habe sie 25 Prozent des Personals einsparen müssen, »oder ›auf kw setzen«, wie man hier sagt«. Nach der Bedeutung der

Abkürzung musste sie sich erst erkundigen: künftig wegfallend.

Auf dem Balkon der Monkey Bar stehend, im zehnten Stock, spricht sie ehrfürchtig vom Ensemble zu ihren Füßen – Zoopalast, Bikini-Haus, Gedächtniskirche – als »Ikonen der Moderne«. Sie hat hier überwacht, dass die neuen Hochhäuser, die dahinter entstanden – Upper West, Zoofenster mit Waldorf Astoria – »in einem stimmigen Verhältnis zum Bestandsbau bleiben«, also nicht zu hoch aufragen, nichts erdrücken. Auch dafür ist Lüscher angegriffen worden, für ihre Skepsis gegenüber hohen Türmen. Die »FAZ« schalt das Hochhausleitbild, das ihre Behörde anfertigte, als »Klein-Klein« und sprach von einer »Seuche der Stummeltürme«, wodurch »eine wiedererkennbare Skyline nicht entstehen« könne.



Breitscheidplatz mit Upper West-Hochhaus (links) und Zoofenster-Turm (rechts), der das Waldorf-Astoria-Hotel beherbergt Foto: Paul Langrock / DER SPIEGEL

Lüscher deutet über den Tiergarten hinweg nach Norden, Richtung Hansaviertel und Ernst-Reuter-Platz, dort und anderswo seien weitere Hochhäuser vorgesehen, aber sie müssten sich eben, das ist Lüschers Refrain, »in den Kontext fügen«. Gefragt, was ihre Lieblingsstadt sei auf der Welt, nennt sie, etwas überraschend, New York, die Stadt der Wolkenkratzer. Sie findet aber, dass »Wolkenkratzer über 200 Meter nicht so recht in europäische Städte passen«. Flache Strukturen seien kommunikativer, lebensnaher. Höhe nur um der Höhe willen, lehnt sie ab. »Frankfurt!«, ruft sie aus, als Ein-Wort-Abschreckungsformel.

Aus der Schweiz importiert hat sie einen Hang zum

demokratischen Kompromiss, zur Mitsprache aller Beteiligten. Sie setzte Architekturwettbewerbe durch, wo früher Bauherren allein entschieden. Sie installierte ein Baukollegium, eine Art Weisenrat, der bedeutenden Projekten sein Placet geben muss. Dass dabei vieles verlangsamt oder bis zum Scheitern zerredet wurde, nahm sie in Kauf.

Doch auch mit ihrem Pochen auf Partizipation eckte sie an. Denn die Berliner, glaubt Lüscher, sehnten sich im Grunde nach klarer Führung. »Die wollten jemanden, der sagt: ›Hier gehts lang.« So waren sie es von ihrem machtbewussten und einflussreichen Vorgänger gewohnt, Hans Stimmann. Mit dessen städtebaulicher Philosophie der kritischen Rekonstruktion, die sich an der Parzellenstruktur und der Blockrandbebauung der klassischen 19. Jahrhundert-Stadt orientierte, konnte Lüscher wenig anfangen.

Die Ablehnung schien durchaus gegenseitig. Als wir über den Alexanderplatz flanieren, das alte Zentrum Ost-Berlins, erzählt Lüscher belustigt eine Anekdote. Es war in der Akademie der Künste, Jahre her, eine Podiumsdiskussion war gerade vorbei, als besagter Stimmann auf Lüscher zuschritt und sie anschrie: »Frau Lüscher, Sie haben nur Stroh im Kopf!« Lüscher, die zwar keinerlei Hausrecht hatte, schmiss den Mann spontan hinaus, »Herr Stimmann, Sie verlassen jetzt dieses Haus, aber sofort!«, worauf er sich tatsächlich verzogen habe. Stimmann kann sich nach SPIEGEL-Anfrage an die Episode nicht erinnern.



Alexanderplatz mit Fernsehturm: Die ursprüngliche Nach-Wende-Planung nahm wenig Rücksicht auf den DDR-Bestand Foto: Paul Langrock / DER SPIEGEL

Am Alexanderplatz, wo sich gerade ein greller Weihnachtsmarkt breit macht, rühmt sich Lüscher, eine Art Klein-Manhattan verhindert zu haben. Nach der Wende wurde hier ein Wald aus großen Türmen geplant, der wenig Rücksicht auf den DDR-Bestand nahm. Lüscher ließ den Masterplan überarbeiten, sie forderte »Respekt gegenüber der DDR-Moderne« ein, die für sie eine genauso schützenswerte »Zeitschicht« der Stadt darstellt wie andere. Hochhäuser werden nun trotzdem entstehen, aber sie sollen die Historie sichtbar lassen, nicht überschreiben. Und der Fernsehturm »soll als Wahrzeichen nicht konkurrenziert werden«.

Dass das Tempelhofer Feld, an dessen Öffnung für das Publikum sie beteiligt war, nicht bebaut werden kann, war eine bedeutende städtebauliche Niederlage ihrer Amtszeit. Lüscher hat eingestanden, dass »unsere Planungen einfach nicht gut genug waren«. Sie scheint das jedoch gleichzeitig weniger als eigenes Versagen zu verstehen, denn als Unvermögen der Stadt, die schlicht »noch nicht reif dafür« war. Überhaupt, so sagte sie dem »Tagesspiegel«, seien »Dinge, die nicht entstehen, oftmals ein Segen«. Schon kurz nach ihrem Amtsantritt hatte Lüscher auf die Frage, wohin

sich die Stadt entwickeln solle, mit drei Begriffen geantwortet, die auf das Unbebaute zielen, auf die Leere: Berlins künftiges Markenzeichen sollen »Freiräume, Grünräume, Spielräume« sein, meinte sie. Dafür hat sie viel Platz gelassen.

Mehr zum Thema

+ **Elbtower in Hamburg, Estrel Tower in Berlin: Taugen Deutschlands neue Wolkenkratzer als Wahrzeichen?** Von Julia Stanek



Stadtplanung: Holt das Dorf in die City

Ein Gastbeitrag von Sebastian Gallander



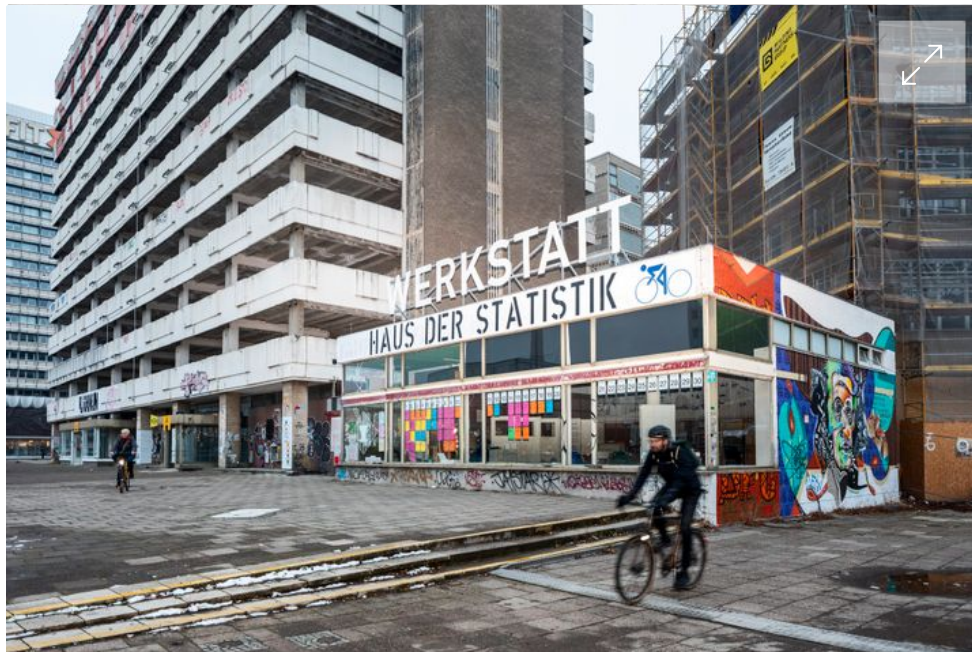
+ **Mythen: Made in Germany** Von Ullrich Fichtner, André Geicke, Matthias Geyer und Andreas Wassermann



S.P.O.N. - Der Kritiker: Aufstand der Zombies Von Georg Diez



Ein paar konkrete Dinge aber, die sie mit ersann, werden sehr wohl noch gebaut; es dauert bloß. Als Städtebauerin, sagt Lüscher, »braucht man ein anderes Gefühl für Zeit«. Ein geduldigeres. Vieles, was noch unter ihrem Vorgänger geplant wurde, sei erst während ihrer Ägide wirklich Stein geworden. Ebenso werde vieles, wofür sie kämpfte, erst zu sehen sein, wenn längst ihr Nachfolger am Werk ist, der wohl früh im nächsten Jahr ernannt werden wird. Sie erwähnt das künftige **Holzbauviertel**, das sie auf dem Gelände des ehemaligen Flughafens Tegel durchsetzte (»Tegel ist meine Kür«). Sie spricht von der 5,5-Milliarden-**Schulbauoffensive**, die in Umsetzung ist, von den **16 neuen Stadtquartieren** mit über 50.000 Wohnungen, die zu errichten beschlossene Sache sei, und vom gemeinwohlorientierten Modellprojekt **Haus der Statistik** am Alexanderplatz.



46.000 Quadratmeter Leerfläche direkt am Alex: Im Gebäudekomplex »Haus der Statistik« sollen Wohnungen, Kulturräume, Verwaltungsbüros und ein neues Rathaus für Mitte entstehen. Foto: Paul Langrock / DER SPIEGEL

Ende Juli ist sie abgetreten, auf eigenen Wunsch, »es war genug«, wie sie schlicht sagt. Sie hat drei Koalitionen überlebt, von Rot-Rot zu Rot-Schwarz zu Rot-Rot-Grün, und die letzten Jahre, als es endlich Geld und Möglichkeiten gab, waren die besten, sagt sie. Sie geht zurück in die Schweiz und will »sich weiterbilden im künstlerischen Bereich«.

Das »Lüscher-Berlin«, so Lüscher, sei im Grunde noch gar nicht zu sehen. Es werde erst 2025 zu erahnen und vielleicht um 2030 zu besichtigen sein. Dann richtet sie ihren Schal, zieht die Mütze zurecht und steigt in die Bahn. **S**

[Diskutieren Sie mit >](#)

[Feedback](#)

Mehr lesen über

[Berlin](#)

[Bauen und Sanieren](#)

[Architektur](#)

[Städte der](#)